

Die Wartburg.

Deutsch-evangelische Wochenschrift

Organ für amtliche Rundgebungen des Zentralausschusses zur Förderung der evangelischen Kirche in Oesterreich, des Deutsch-evangelischen Bundes für die Ostmark (Oesterreich), des Wehrschutzbundes, des Luthervereins.

Begründet von Geh. Kirchenrat D. Friedrich Meyer in Zwickau und von Konsistorialrat D. R. Eckardt in Kriebitzsch (S.-M.). Verlag: Arwed Strauch in Leipzig.
Schriftleiter: Pfarrer E. Mix in Guben (A.-Lauß.) [für das Deutsche Reich], Pfarrer Lic. Fr. Hochstetter in Neunkirchen (Niederösterreich) [für Oesterreich]. Zusendungen sind zu richten in reichsdeutschen und allgemeinen Angelegenheiten an Pfarrer E. Mix in Guben (A.-Lauß.), in österreichischen Angelegenheiten an Pfarrer Lic. Fr. Hochstetter in Neunkirchen (Niederösterreich), für die Verwaltung (Bezug und Versand), sowie für Anzeigen und Beilagen an Arwed Strauch, Verlag in Leipzig, Hospitalstr. Nr. 25. Bezugspreis vierteljährlich durch die Post 1.62 M., den Postzeitungspreisliste fürs Deutsche Reich Seite 422, für Oesterreich Nr. 5087. — Scheckkonto Nr. 105847 beim k. k. Postsparkassen-Amte in Wien.

Nr. 38.

Leipzig, 15. September 1916.

15. Jahrgang.

Gottes Sturmwind

Ueber die Erde wie Glockengebet
Gottes Sturmwind auf Flügeln geht.

Rüttelt an allem, was schwank und krank,
Segnet alles, was gülden-blank.

Weht um die Städte, bläht um das Haus,
Staubt die zermotteten Seelen aus.

Blättert die Bäumchen in zürnender Hast,
Hält die Eichen liebend umfaßt.

fährt in den Alltag wie Feuerschein,
Trägt in die Welt den Sonntag hinein.

Franz Eudtke

Schätze

Ganz leise klingt in unserm Gewissen das Wort Jesu nach, mit dem er uns verbietet, Schätze zu sammeln. Er begründet sein Verbot damit, daß Motten und Rost doch alle solche Schätze verzehren und die Diebe sie stehlen können. An ihrer Stelle sollen wir dafür sorgen, daß wir uns Schätze im Himmel sammeln, die vor jeder solchen Gefahr sicher sind. Im Weltkrieg ist dieses Wort zu einer Wirklichkeit geworden, die uns erschüttern kann. Es ist, als wenn der Herr und Gott, der Vater Jesu Christi selber mit Gewalt das Wort des Sohnes bestätigte. Freilich sind es nicht so unschuldige Dinge wie Motten und Rost oder auch noch Diebe, die jene bedrohen; sondern es sind die furchtbarsten Mächte der Zerstörung, die im Land der Feinde, und es sind traurige und große Verluste, die uns in unserm eignen Lande um unsre Schätze bringen können. Wie viel Milliarden an Werten ist dort vernichtet, wie viel bis dahin wohlhabende Leute sind hier daran zu verarmen! So manches ersparte Gut wird langsam aufgezehrt, an manchem alten Erbe nagt die Teuerung. Was ein Rückhalt sein sollte für das Alter und für die Kinder, das ist draufgegangen, und noch viel mehr geht drauf. Wirklich, es ist die gewaltigste Bestätigung für Jesu Wort, die die Weltgeschichte kennt. Es

ist, als begleitete Gott mit tiefen, schweren Orgeltönen die Stimme seines Boten auf Erden, wenn er von der Vergänglichkeit der Güter spricht. Es ist nur gut, wenn wir uns einmal, die wir alle dazu neigen, die Güter der Welt zu überschätzen, ganz tief davon durchdringen lassen, wie gefährdet sie sind und wie wenig man sich darauf verlassen kann. Darum findet auch bei den empfänglichsten Gemütern, die wirklich solchen Worten und Stimmen von oben her offen stehen, diese Warnung einen Ort: Sammelt nicht Schätze auf Erden. Es herrscht jetzt in der Welt eine ganz tolle Jagd nach Gut und Geld. Wer sich nicht daran beteiligen kann, der dünkt sich ehrlich und selbstlos; er tadelt die andern und erhebt sich über sie, während er doch so gerne selber mitmachte. Wer es aus anderen Gründen nicht tut, gilt für dumm. Ehrlich ist ein Ausdruck für Dumme. Und solcher Dummen gibt es nicht viele. Man sammelt, was man kriegen kann; vor allem Geld, aber auch Speisen aller Art, auch Vorrat für viele Jahre. Die Gier, die die einen beherrscht, steckt auch die andern an; so geht das tolle Treiben weiter und weiter.

Christen dürfen da nicht mitmachen. Ihnen schaut ihr Herr zu tief in das Gewissen hinein. Sie müssen wissen, daß das Wesen dieser Welt vergeht. Sie glauben auch, daß es nicht wert ist, daß man sein Herz daran hängt. Denn ein Christ ist nicht der, der dies oder jenes denkt und glaubt, was andere nicht denken, sondern einer, der die Dinge in der Welt ganz anders einschätzt als die anderen Leute: er schätzt die sichtbaren und verzehrbaren Dinge geringer als die Güter, die zu dem ewigen Reiche gehören. Christen sammeln Schätze im Himmel. Sie nehmen sich Zeit, um sich zu sammeln in ihrem Innern, daß ihr Gemüt stets reicher und tiefer werde; sie pflegen ihr Gewissen, sie machen den Geist persönlichen Lebens herrschend über ihre Ziele; vor allem schließen sie sich ein paar Menschen auf, die es wert sind, und genießen im Verkehr mit ihnen das höchste Glück, das Menschen erreichbar ist. Das alles sind Schätze. Sie verbrennt kein Feuer und sie werden nicht betroffen von Bankbrüchen und Kursstürzen. Wer solche Güter hat, der wird ganz anders. Wie jemand stets an seine Ersparnisse denkt, der solche hat, so ziehn auch solche Güter die Gedanken an sich. Sie machen den, dem etwas an ihnen liegt, immer mehr geneigt und willens, ihrer zu gedenken und sein

Streben zu ihnen zu erheben. So wird man immer mehr ein Christ echter Art.

Und doch — wo wären wir, wenn wir keine Schätze gesammelt hätten? Wo wäre unsre Haushaltung, wo unser Reich ohne solche Fürsorge, wie sie jedem gewissenhaften Fürsorger selbstverständlich war? Unser Hauswesen wäre zerfallen und wir wären andern zur Last geworden. Unser Reich wäre dahin, wenn es nicht vorgesorgt hätte und wenn wir nicht bereit wären, ihm zur Verfügung zu stellen, was wir gesammelt haben an Schätzen. Und Haus und Reich sind auch etwas wert. Wieder hören wir Gottes Stimme aus dem Weltkrieg: er ergänzt, was Jesus gesagt hatte, und berichtigt es. Wir dürfen sammeln, denn wir müssen sammeln. Wir müssen sorgen für morgen und für übers Jahr und für die Jahre nach dem Krieg und für das Alter und für die Kinder. So hat nun Gott einmal die Dinge werden lassen im Leben der Welt, daß man nicht leben kann von der Hand in den Mund, sondern daß man in die Scheunen sammeln muß, um davon zu leben. Wir können die Verhältnisse, wie sie Jesus umgaben, als er jenes Wort sprach, nicht wieder herstellen. Gott spricht in den Verhältnissen, und wir müssen sehen, wie wir den Willen Gottes in ihnen und den in Jesus zusammen zu reimen vermögen.

Wie reimt sich denn beides, Schätze sammeln und nicht Schätze sammeln? Einmal ist doch Jesu tiefster Sinn darauf gerichtet: lebendige Menschen sollen nicht toten Dingen anhängen. Die Dinge sind um der Menschen willen da, und nicht die Menschen um der Dinge willen. Die Dinge sind dazu da, um von Menschen verbraucht zu werden. Sie sind Lebensmittel, nicht Lebenszweck. Nichts darf Lebenswert haben, es sei denn der Mensch; alles andere ist Lebensmittel. Das ist die Herrschaft, die wir über die Güter ausüben sollen. Schätze ersten Grades sind stets die Menschen; die Dinge sind erst solche zweiten Grades oder gar dritten. Und dann gibt Jesus uns kein Gesetz. Gottes Geist sagt uns im Gewissen, wie wir Jesu und Gottes Wille vereinigen sollen. Jeder muß aus seiner Lage heraus in seinem Gewissen finden, wie viel er sammeln muß und darf, damit er und die Seinen davon leben können. Ist das viel, dann ist's keine Sünde, denn Sünde und Tugend hängt nicht an Maß und Zahl, sondern am Sinn und Geist. So werden wir erhoben zur selbständigen Würde der Kinder Gottes, die selbst entscheiden müssen, was für sie recht und unrecht ist. Auf dem Gebiet der irdischen Schätze wird jeder das rechte Maß finden, der es sich hat angelegen sein lassen, himmlische zu finden.

Niebergall

Hindenburg als religiöser Charakter

An einem frühen Morgen des Spätherbstes sah ich Hindenburg zum ersten Male. Es war, als er mit seinem ganzen Stabe auf dem Bahnhof in . . . ankam. Schon damals fiel mir auf, daß er so ganz anders aussah, als auf den vielen Bildern von ihm, die man heute überall erblickt. Diese Bilder haben das Typische des Russenbezwingers, das monoton Martialische des großen Feldherrn. Aus Hindenburgs Gesicht aber leuchtet auf den ersten Blick das Persönliche in der schönsten Vereinigung menschlicher Eigenschaften: Klugheit und Güte. Dazu die wetterharte Energie. Aber die ist bei solch einem Manne und in solchem Antlitz so selbstverständlich, daß man sie nicht besonders zu erwähnen braucht.

Schon am nächsten Morgen hatte ich die Freude, in zwangloser und ungestörter Weise mit ihm reden zu können.

Es liegt mir fern, an dieser Stelle den ganzen Verlauf unserer Unterhaltung, alles, was er gesagt und „geäußert“, gewissenhaft aufzuzeichnen. Aber eins möchte ich nicht unerwähnt lassen: die Begegnung mit Hindenburg und diese Unterredung wirkten lange in mir nach und wurden zu einem Aufbau seiner Persönlichkeit, nicht, wie ich bisher von ihr gehört oder gelesen, sondern wie sie sich nach dem persönlichen Eindruck von innen, aus dem Gesicht des Geistes gewissermaßen heraus vollzog. Und das ist es, wovon ich hier reden möchte.

Frage ich mich, woher der große Eindruck, den dieser Mann auf mich hervorrief, so erscheint mir die Antwort einfach: er lag in der Romantik, die diese Persönlichkeit wie keine andere umgibt. So strategisch nüchtern und praktisch wägend Hindenburg und sein Werk auch anmuten mögen, der Hauch einer ausgesprochenen Romantik ist von beiden nicht zu entfernen. Ein pensionierter oder zur Disposition gestellter Mann, der ohne diesen Krieg sicher längst der Vergessenheit anheimgefallen wäre, ein ausgedienter General, von dem niemand mehr sprach — und nun tritt er auf den Plan und verrichtet mit einer an Hannibal erinnernden Taktik eine an das Wunderbare grenzende Tat. Der „Jungfrau von Orleans“ gleich, wird er der Befreier eines unter dem brutalen Einfall der Feinde leidenden und geknechteten Landes.

Das liegt auf der Hand und ist auch bereits öfters ausgesprochen. Aber zu dem romantischen gesellt sich ein anderer Eindruck: der religiöse. Wie einer der Richter aus dem alten Israel eilt er zur Befreiung seines Heimatlandes herbei. Ja, man möchte an die alten Propheten denken. Auch sie wurden meist aus der Vergessenheit ans Licht geholt, erfüllten mit einer Kraft, die ihnen nur von oben kommen konnte, ihren Auftrag, hatten viel Widerstand und Feindschaft zu überwinden und sehnten sich dann heimwärts aus dem ehrenvollen, aber lastenden Beruf in ihre stille, weltentfremdete Tätigkeit. Aber Gott ließ sie nicht gehen. Sie mußten ihre Sendung vollenden.

In der Erscheinung und dem Werke Hindenburgs spiegelt sich prophetisch Gottes Macht und Walten. Und man hat den Eindruck, wenn man ihm gegenüber steht, als wäre er selbst davon durchdrungen, als fühle er sich als ein Werkzeug Gottes — nichts mehr und nichts minder. Er spricht es nicht mit bombastischen Worten aus, er hat nicht die Pose des Gottesgnadentums. Aber es ist in ihm. Er hat die erste Tugend der großen Männer: bei aller Bestimmtheit und Kraft: Demut.

Er stammt aus einer alten deutschen Soldatenfamilie, für die Gott und Vaterland keine Begriffe waren, sondern Taten, Mark, Wirklichkeit. Er selber ist Soldat vom Wirbel bis zur Zehe. Als solcher ist er einseitig ohne Frage. Er sucht nicht auf diesem oder jenem Gebiet zu leuchten, zeigt sich nicht sprunghaft und dilettantisch in allen möglichen Künsten, spricht nicht über Dinge, die ihn und seinen Wirkungskreis nicht berühren, mit der Geste des Allwissenden. Man hat das Gefühl, daß er nicht nur einseitig ist, sondern einseitig sein will. Der genialisch beanlagte Mensch ist vielseitig und auf allen Gebieten zu Gaste. Hindenburg gibt keine Gastrollen. Er haftet fest in dem ihm Eigenen und wurzelt darin, zäh und knorrig wie ein Baum, der den Erdboden, dem er entstammt, nicht verläßt.

Einseitigkeit ist das Recht und zugleich die Kraft des Genies. Auch seine Pflicht. Wie alle unsere soldatischen Genies ist auch Hindenburg aus der streng geschlossenen preußischen Schulung hervorgegangen. Kants kategorischer Imperativ ist der Meißel für unsere besten Feldherrengestalten gewesen. Zu diesem kategorischen Imperativ gesellt sich bei Hindenburg ein unerschütterlicher Glaube. Und zwar an eine Dreieit: an den Sieg, an die Gerechtigkeit und an die Fügung. Hierin liegt für ihn der Name und der Begriff Gott.

Sein Glaube ist schlicht, deutsch, kindlich. Ein Mann wie er kann nicht Gefallen an dem Gespreizten, an Kanzelfloskeln und frommen Redensarten finden. „Predigten sind Kaviar für das Volk“, meinte er, als wir auf diesen Punkt zu sprechen kamen. Auch hier heißt es für einen alten Recken wie ihn: frisch und frei drauf los! Einfach und ohne zu viel Salbung muß man zu den Soldaten sprechen. Die Hauptsache ist, daß man seinen Gott im Busen trägt. „Wer jetzt nicht fühlt, daß es einen Gott gibt, dem ist nicht mehr zu helfen“, meinte er, „aber es ist kein Zweifel, das Volk ist erwacht. Die religiösen Worte sind lebendig geworden.“

Man merkt es gleich bei der ersten Begegnung: dieser Mann blickt nur nach oben, wenn er Gott sucht; er beugt sich nur vor ihm. „Es ist gut, auf den Herrn vertrauen, und sich nicht verlassen auf Menschen“, spricht aus seiner Erscheinung und seinem Wesen.

Man sagt: Hindenburg habe für die schöne Kunst und Literatur wenig Interesse; er treibe auch nicht Philosophie oder eine andere, der seinen ferne liegende Wissenschaft. Es mag sein, daß ihm sein dem ernstesten Kriegsstudium gewidmetes Leben für Kunst und Philosophie wenig Zeit gelassen hat.

Aber bei aller Schlichtheit und Geradheit seines Wesens spricht ein Etwas aus ihm, das deutlich sagt, daß er der letzten und wichtigsten Erkenntnis des Lebens nicht verschlossen ist: zu unterscheiden zwischen Schein und Sein. Unempfänglich für jede Art von Aeufferlichkeit für den Ruhm, der sich an seine Fersen heftet, und die Begeisterung, die er überall auslöst, zeigt er durch die Tat, daß er den Schein dieses Lebens durchschaut, daß er weiß, daß unser Wissen und Tun Stückwerk ist, das einmal, wenn wir längst die Bürger einer anderen Welt geworden, dem Vollkommenen weichen wird. „Danket dem da oben und nicht mir!“ Diese Worte, die er abwehrend einer ihm zujuchzenden Volksmenge zuruft, kennzeichnen ihn gerade so wie seine Antwort auf die Frankfurter Glückwunschadresse: „Vielen Dank für die freundlichen Glückwünsche. Ich danke den Erfolg Gott, dem Herrn, und meinen braven Truppen. Es wird weiter gedroschen.“

Ich vermag nicht, mir einen großen Mann vorzustellen, der, welcher Art und welchen Berufes er auch sein möge, nicht von der Gewißheit durchdrungen ist, daß alles, was er denkt, ist und vollführt, im letzten Grunde nur Gleichnis ist, daß seine Tage, mögen sie noch so wichtiger Arbeit gewidmet sein, dahinfliegen wie eine Weberspule. Diese ruhige Durchschauung des Nichtigen alles menschlichen Treibens geht mit großem Tun geschwisterlich Hand in Hand, würdigt dies nicht herab oder entmutigt es, sondern gibt ihm erst die Weihe und Kraft. So mag auch Hindenburg in allem, was er Großes und Befreiendes getan, sich nur als ein Teil der Kraft gefühlt haben, die alles schafft und ordnet, als das bescheidene

Rüstzeug eines höheren Weltwillens, der ihm, persönlich gestaltet, Gott ist. Wie er sich zum Dogmatischen des Christentums stellt, weiß ich nicht; aber von seiner tiefsten Idee ist er durchdrungen, und das Wort, daß das Reich Gottes nicht ferne von uns ist, daß wir es nicht suchen sollen mit äußeren Gebärden, denn siehe, es ist mitten unter uns, hat sich in seiner Person wie in seinen Taten sichtbar bewahrheitet.

*

Als religiöser Charakter ist Hindenburg Optimist. Er glaubt unerschütterlich nicht nur an den Sieg der guten Sache, weil er an die unumstößliche Gerechtigkeit Gottes glaubt. Er glaubt auch an den Kern des Großen und Guten im deutschen Volke. „Man hatte geglaubt, daß unser Volk verweichlicht wäre, hatte davon gesprochen, daß Eurys und Ueberkultur eine solche Höhe erreicht, daß dies Volk zur siegreichen Kriegsführung kaum noch geeignet wäre. Ich habe die anderen Kriege mitgemacht. Da war es gerade so. Aber die Ueberraschung dieses Krieges war, daß die ganze Kraft und Männlichkeit des deutschen Volkes in einer Weise erwachte, wie es die meisten nicht geahnt.“ Und als er das sagte, merkte man ihm an: er hatte von vornherein an diese Tüchtigkeit geglaubt und auf sie gebaut.

„Es ist Ihnen beschieden, mit jungen Jahren ernste, aber auch große und erhebende Zeiten zu erleben“, sagte der Generalfeldmarschall zu der Posener Jugendwehr, als sie eine Parade vor ihm gehalten. „Erhalten Sie sich die Erinnerung an diese Zeit für alle Zukunft, und erhalten Sie sich den echten Geist der deutschen Jugend, auf daß der Geist der Gottesfurcht, der Selbstlosigkeit, der Vaterlandsliebe und der Königstreue in den späteren Jahren nicht erblaßt, sondern erhalten bleibt.“

Mit diesen Worten hat sich Hindenburg ein eigenes Zeugnis geschrieben. Vaterlandsliebe, Königstreue, Selbstlosigkeit, diese drei wurzelnd in einer Gottesfurcht, die ihm aller Weisheit Anfang ist, machen das schlicht Religiöse und innerlich Christliche seines Charakters aus.

Artur Brausewetter

Ich hatt' einen Kameraden — —

Erzählung von A. Schaab

(Fortsetzung)

Anfang Mai teilte ihm die Freundin Lina die Geburt des ersten Sohnes mit. Mutter und Kind gehe es gut, und die Freude sei unermesslich, weil es gerade ein Sohn ist. Hilde wird auch sofort selbst schreiben, sowie man es ihr erlaubt. Dann kamen ihre eigenen überschwenglich frohen Zeilen mit Aufzählungen aller der Wunder des kleinen Erdenbürgers, der natürlich seinem Vater gleiche weit mehr als ihr selbstredend. Wenn alles gut so weiter geht, will sie ihn bald taufen lassen; außer wenn Du selbst zur Taufe Urlaub bekommen könntest; dann warten wir zwei Ueberglücklichen natürlich gern. Du wirst jedenfalls deinen Unzertrennlichen zum Paten haben wollen. Wir haben den Kleinen daher auch gleich auf den Namen Gustav eintragen lassen. Es wäre schon besser gewesen, wenn wir das vorher ein wenig ausgemacht hätten, wie ich eigentlich wollte; aber da meintest Du immer, man solle in solchen Dingen nicht voreilig sein. Also habe ich eben jetzt selbstständig handeln müssen. Man kann den lieben, kleinen, süßen Schatz

doch nicht nur unter X=N eintragen lassen. Aber ich bin eigentlich in mir ganz sicher, daß Du gar nichts anderes als das wollen kannst. Ich habe es mir auch nachgeschlagen, Gustav heißt: Kriegsstab, Held, einen schöneren Namen kann man sich für einen Sohn eines Helden ja gar nicht wünschen. Und nun bitte Gustav Reinhold auch in meinem Namen zum Paten und schreibe, ob und wie es Dir recht ist."

Gustav Reinhold erschraf. Nein, Gustav durfte das Kind keinesfalls gerufen werden, denn wenn er ihr nun in wenigen Tagen das Entsetzliche mitteilen wird, wird sie seinen Namen nicht mehr aussprechen wollen. Das bißchen Neckerei mit dem Unzertrennlichen tat ihm ordentlich wohl. Er kam sich dann weniger schuldbeladen vor. Er sann, und endlich schrieb er: "Ich bin mit allem einverstanden außer dem Namen. Du wirst mich für unsagbar eitel halten; aber der Kleine muß zuerst meinen Namen tragen. Wir haben das „Paul“ schon vom Urgroßvater her in der Familie, es bildet eine unaufhörliche Kette, die nicht abreißen darf. Allerdings heißt das nicht so groß und hochtönend: Held, sondern vielmehr der Kleine, der Geringe. Aber hier draußen lernt man es, klein und bescheiden werden, wenn man so alle Tage dem Tode ins Auge sehen muß. Und wer weiß, ob — aber ich will Dir das Herz mit dergleichen nicht schwer machen. Also mir zuliebe, gelt: „Paul Gustav,“ so soll es sein, und Gottes Kraft soll in ihm mächtig sein wie in jenem Paulus, nach dem wir doch eigentlich unsern Namen tragen. Mag sein, daß er diese Gotteskraft einmal besonders nötig hat. Erschrick nicht, es fassen einen nur so allerlei Gedanken, wenn man sein erstes Kind soll taufen lassen und nicht selbst dazukommen kann. Gott segne Euch über und über!"

Danach schrieb er als Gustav Reinhold mit breitem Zimmermannsblei in lateinischen Buchstaben und nach links geneigter Schrift einen äußerst vornehmen, etwas steifleinernen, feierlichen Patenbrief an die gnädige Frau Mutter des jungen Täuflings, die ihm, dem Fremden, so viel Vertrauen schenkte, und versprach seine Patenpflichten als Freund des Vaters besonders treu erfüllen zu wollen.

Vierzehn Tage darauf bekam er die Nachricht von der Taufe und den Tauffeierlichkeiten, vom Wohlbefinden aller Beteiligten. Fast hätte er sich irgend einen Zwischenfall gewünscht, nur um das, was er nun zu tun hatte, noch einmal verzögern zu dürfen. Aber sein Wunsch wurde ihm nicht erfüllt. Und nun Gustav Reinhold beiße die Zähne zusammen, und tue deine Pflicht! Jedes weitere Hinausschieben heißt Verrat am Freunde üben. Wer weiß, ob du nicht so schon länger mit der Sache gespielt hast, als unbedingt notwendig gewesen wäre? Wohl war da noch immer eine Stimme in ihm, die tuschelte: „Es kommt sicher nicht auf ein paar weitere Tage an. Im Gegenteil, ihre hellen Augen, auf die Paul so viel hielt, bleiben dadurch noch etwas länger ungetrübt. Darf die Sonne ihrer Freude, die dann für immer niedergeht, nicht im Sinken noch etwas zögern? Es ist ja so barmherzig für sie, denn mit jedem weiteren Tage wird sie frischer und gesunder sein, wird das Knäblein, das noch ganz von ihr abhängt und hernach ihr einziger Besitz und Trost sein muß, mehr Kraft und Lebensfähigkeit haben.“ Gustav Reinhold erkannte diese Stimmen, und er hielt sie für die des Versuchers, denn Frau Hilde wird sagen: „Wie habt ihr mich so betrügen können? —

Wochenlang habe ich den Freund meiner Seele an falscher Stelle gesucht. Ach, nun weiß ich alles, alles! Deshalb also war mir oft so bange zumute, hatte ich solche Unruhe in mir, weil meine Seele hineinwollte zu ihm und den Weg nicht finden konnte, weil ich meine Liebe, meine Tränen, meine Sehnsucht, mein Vertrauen, mein ganzes Ich an einen andern wegwarf, und mein Geliebter wußte vielleicht darum und mußte unterdessen einsam bleiben. Oh Paul! Paul! Warum haben sie mir das getan?“ Solches und noch viel mehr sagte sich Gustav Reinhold, und seine Geradheit in ihm siegte über alles Falsche, über alles Selbstsüchtige. Da schrieb er ihr den Brief, mit dem er seine eigenen Freuden zu Grabe trug, mit dem ihm der Freund zum zweiten Male sterben wird. Er lautete:

„Sehr geehrte Frau Goldner!

Meine herzliche Frau Hilde!

Wenn Sie diesen Brief erhalten, so muß ich Sie bitten, ihn nicht stehend oder in der Eile zu lesen, sondern sich still dazu niederzusetzen, denn er verlangt Kraft von Ihnen, jene Kraft und jenen Mut, den Sie vor nicht gar so langer Zeit bei anderem ebenfalls so wunderschön gezeigt haben. Schon, daß ich, Gustav Reinhold, anstelle des Freundes schreibe, sagt Ihnen Schweres. Ja, meine herzliche Frau Goldner, der, den wir liebten, ist von uns gegangen, heim, in jene Heimat, in der das Wiedersehen das Sicherste ist, das uns werden kann. Und von dort — ich will mir in den himmlischen Dingen keine Meinung anmaßen — aber ich denke doch, daß er von dort zu Ihnen herüberschaut und sich freut, wenn Sie auch jetzt Ihr Herz fest in die Hand nehmen können, um das Bitterste durchzuleiden und sieghaft durchzukämpfen. Von seinem Heimgange werden Sie zuerst hören wollen. Vielleicht liegt ein Trost für Sie darin, zu erfahren, daß er das Harte, das Hindurchgehen durch die eisernen Pforten längst hinter sich hat und daß er droben schon zu Hause geworden ist. Heute sind es zwölf Wochen, daß ich in Laon an seinem Sterbelager gestanden bin. Es war auf einem regelrechten Bette des dortigen Lazarets, und wir hatten ruhige, ungestörte Stunden miteinander, in denen er still und langsam hinüberschlafen konnte. Aber Sie? — Oh Frau Hilde, was sagen Sie zu unserem Betrage? Ich meine, ich müßte. Sie vor Schmerz aufschreien hören bis hierher. Ich verlange auch nicht, daß Sie mir jemals verzeihen. Ich rede überhaupt nicht von mir. Im Gedanken an Sie und aus Sorge um Sie konnte er nicht sterben; aber atmen und reden mit seinem Lungenschuß, das konnte er ebenso wenig. Da hat er sich an meine Kameradschaft geklammert, an unsere Freundschaft, die die Kriegsnot und Gefahr und sein hinfließendes Herzblut noch so viel fester gekittet hatte, und gebeten, daß ich für die nächsten Wochen in seine Stelle rücken sollte, bis Sie das Furchtbare ohne Lebensgefahr für sich werden durchhalten können. Ob ich recht tat? — Ob ich ihm hätte widersprechen sollen? — Ich wage für mich nicht zu entscheiden. So tapfer wie ich Sie jetzt habe kennen lernen, weiß ich wohl, daß Sie meine Tat verdammen, denn Sie hätten auch das große Leiden getragen, leichter vielleicht damals als jetzt, da der Gedanke an die vielen holdseligen Freuden, an all die Fülle Ihrer Seele, die Sie einem fast Unbekannten geschenkt haben, Sie martern wird. Ich will nicht versuchen, mich zu entschuldigen. Was ich beim Lesen Ihrer wunderbaren Briefe litt, das wissen

Gott und ich allein. Ich habe das alles hineingelegt in mein Innerstes, wo es für immer verborgen liegen soll. Sie brauchen niemals von mir irgendeinen Verrat Ihrer Seele zu fürchten. Aber was liegt an mir, denken Sie überhaupt nicht an mich! Sie dürfen diesen Menschen ruhig aus Ihrem Gedächtnis streichen, um in Ihren Gedanken heimzukehren zu dem, der Ihre Freude und Ihr Glück gewesen ist. Gleichzeitig mit diesem Briefe schicke ich Ihnen jedes Bildchen, jedes Blättchen, das sich noch bei ihm vorfand, aus ihnen lesen Sie auch über die letzten Tage seines Lebens, seine Wertachen, seinen Ring und alles übrige. Ich hätte mir gern ein kleines Andenken behalten; aber ich weiß nicht, ob Sie dem, der Sie so lange belog, etwas gönnen mögen, ob es Ihnen nicht wie eine Versündigung an dem Verstorbenen vorkommt. — Durch seine Todesnot haben wir uns mit dem lieben Verslein aus der Kindheit: „Christi Blut und Gerechtigkeit,“ Sie kennen es, hindurchgebetet; und es ist ein stilles, sanftes Lächeln über ihm gewesen, als er seine Seele aushauchen mußte. Sein letztes Wort war: „Im ewigen Leben mein guter Kamerad.“ Da habe ich meine Seele in meine Hand genommen und die Kameradschaft so ausgeführt, wie er es von mir haben wollte; und ich glaube, daß ich drüben vor seinem Blick damit bestehen kann.

Meine herzliche Frau Hilde — ich schreibe das Herzliche nun zum letzten Male und schreibe es in Erinnerung an den Freund, dessen innigen Worten ich nachzueifern hatte — wenn ich nur jetzt bei Ihnen sitzen könnte und Ihre Hände zwischen den meinen halten, wie ich Pauls Hand gehalten habe, und mit Ihnen klagen und weinen dürfte! Aber Sie würden es ja nicht erlauben. Wie kann der, der wochenlang Raub an Ihrer Seele geübt hat, nun das Weh um den Verführten mit ansehen wollen. Eine Genugtuung bleibt Ihnen. Sie haben, ohne es zu wissen und ohne es zu wollen, durch Ihre Holdseligkeit, durch Ihre allzeit verbenden Worte, mit denen Sie alles Gute und Edle und Große aus dem Herzen Ihres geliebten Mannes hervorzurufen wählten, meine Seele ausgetrunken. Und doch muß ich sagen: „Gott segne Sie auch dafür!“

Auf eine Antwort rechne ich nicht. Sie werden nach den Monaten, in denen Sie mit Ihren Gedanken und Ihren Sehnsüchten solche irrigen Wege geführt wurden, nur noch ein Bedürfnis haben, das alles abzuschütteln wie einen häßlichen Traum und im Herzen hinzueilen zu dem, der auch drüben auf Grüße wartet und Ihre Liebe spüren wird, um sie Ihnen, ins tausendfache gesteigert, und verklärt, zurückzugeben, damit Sie sie als ein Sonnenregen über den kleinen Paul ausschütten können. Verbrennen Sie meine Briefe, und weinen Sie über das letzte Andenken des Freundes! Ihre Tränen werden Ihnen Erleichterung verschaffen und Ihnen das, was ich um Pauls willen und nach dessen Wunsche tat, wenigstens so viel verklären, daß Sie ohne Bitterkeit daran denken dürfen. Leben Sie wohl! Mir ist, als ob auch mich der Krieg hinwegnimmt; aber wenn ich mich darin täuschen sollte, und der kleine Paul Gustav ist einmal so weit herangewachsen, daß er es verstehen kann, so sagen Sie ihm, daß da irgendwo sein Pate lebt, der bereit ist, ihm in jeder Notlage des Lebens Hilfe zu bringen im Andenken an seinen Vater, dessen Freund und Kamerad er gewesen ist.

Tröste Sie Gott und das Kind da, wo wir andern nicht mehr trösten können!

Als Pauls Freund, Ihr Gustav Reinhold.“

* * *

Wie ein Traumwandelnder ging Gustav Reinhold in den nächsten Tagen umher. Er verspürte, daß ihm eine furchtbare Last von der Seele gewälzt war; und doch wie einsam, wie unsagbar einsam fühlte er sich. Da kam fast wie eine Erlösung für ihn der Krieg wieder und verdrängte alles übrige. Durch einen nächtlichen Ueberfall wurde ihnen ihre Höhe entzissen. Gewiß konnte man niemand dafür verantwortlich machen, und dennoch meinte er in seiner Niedergeschlagenheit, daß er auch diese Schuld auf sich nehmen müsse. Die Höhe aber sollte durch Sturmangriff zurückerobert werden. Der Befehl war ihm gerade recht. Wie von Feuersglut durchloht stürmte er neben seiner Kompanie her, mit einem Sprung überholte er den Vordersten, einen breitschultrigen, großen Menschen. Er kannte ihn, er war unlängst als Ersatzreservist da eingereicht worden, es war ein verheirateter Mann und Vater von mehreren Kindern. „Was fällt Ihnen denn ein?“ rief Gustav Reinhold im Vorbeijagen. Trotz dem Ernst des Augenblicks mußte der Soldat über die merkwürdigen Worte seines Leutnants lächeln. „Was ihm einfiel? — Nun eben seine Pflicht sonst weiter nichts.“

Da schlug vornen eine Granate ein, und ein mächtiger Splitter segte dem Leutnant Gustav Reinhold beide Beine weg.

* * *

(Fortsetzung folgt.)

Wochenschau

Deutsches Reich

In Professor Fr. W. Försters Entgegnungen bemerkt die „Deutsche Lehrerzeitung“ mit berechtigter Schärfe:

„Natürlich hat Professor Förster das Recht, eine andere Meinung zu haben und seine ehrliche Überzeugung auf Grund der akademischen Lehrfreiheit, soweit nicht höhere Interessen im Wege stehen, zu äußern und zu verteidigen.“

Aber ich finde bisher keine Entschuldigung dafür, daß ein deutscher Hochschullehrer sich so tief erniedrigen konnte, gerade in der kritischsten Zeit, die unser Vaterland jemals durchlebt hat, da Ströme von Blut und Tränen fließen, in einem ausländischen Blatte das zu schmähern, was unserm ganzen deutschen Volke, von traurigen Ausnahmen abgesehen, heilig ist, und unsern Todfeinden Wasser auf die Mühle zu liefern. Wer seinem eigenen Volke in der Zeit der größten Not und Trübsal in den Rücken fällt, kann niemals als getreuer Eckart unserer Jugend- und Volkserziehung angesprochen werden. Ganz gewiß haben wir keine Veranlassung, uns in nationalem Pharisäismus über die religiösen und sittlichen Schäden unseres Volkslebens leichtfertig hinwegzusetzen. Wer Augen hat zu sehen, der sehe! Aber wir haben wahrlich auch keine Veranlassung, einem weltfremden religiösen oder politischen Internationalismus oder Uebernationalismus zu huldigen, der trotz seines handgreiflichen Bankrotts immer noch in phantastischen Köpfen spukt.“

Kardinal Mercier hehlt — offenbar im Vertrauen auf die unerschöpfliche deutsche Geduld — munter weiter, wie die Veröffentlichung seiner „Predigt“ am belgischen Nationalfeiertag (21. Juni) durch die holländische Presse beweist. Da wird eingehend die Frage behandelt, ob es recht sei, das Unrecht zu hassen; unter Berufung auf Thomas von Aquino wird der gerechte Krieg verherrlicht, und es werden dann sehr durchsichtige Erzählungen von heroischen Belgiern angeführt, die von den deutschen in den Kerker geworfen wurden, weil sie gegen die Eroberer gearbeitet haben. Die Folge dieser Behreide waren Straßenskundgebungen in Brüssel, für die der Stadt eine Kontribution von einer Million auferlegt werden mußte. Aber täte man nicht besser, diesem Bezapostel endlich gründlich das

doch nicht nur unter K-N eintragen lassen. Aber ich bin eigentlich in mir ganz sicher, daß Du gar nichts anderes als das wollen kannst. Ich habe es mir auch nachgeschlagen, Gustav heißt: Kriegsstab, Held, einen schöneren Namen kann man sich für einen Sohn eines Helden ja gar nicht wünschen. Und nun bitte Gustav Reinhold auch in meinem Namen zum Paten und schreibe, ob und wie es Dir recht ist."

Gustav Reinhold erschraf. Nein, Gustav durfte das Kind keinesfalls gerufen werden, denn wenn er ihr nun in wenigen Tagen das Entsetzliche mitteilen wird, wird sie seinen Namen nicht mehr aussprechen wollen. Das bißchen Neckerei mit dem Unzertrennlichen tat ihm ordentlich wohl. Er kam sich dann weniger schuldbeladen vor. Er sann, und endlich schrieb er: "Ich bin mit allem einverstanden außer dem Namen. Du wirst mich für unsagbar eitel halten; aber der Kleine muß zuerst meinen Namen tragen. Wir haben das „Paul“ schon vom Urgroßvater her in der Familie, es bildet eine unaufhörliche Kette, die nicht abreißen darf. Allerdings heißt das nicht so groß und hochtönend: Held, sondern vielmehr der Kleine, der Geringe. Aber hier draußen lernt man es, klein und bescheiden werden, wenn man so alle Tage dem Tode ins Auge sehen muß. Und wer weiß, ob — aber ich will Dir das Herz mit dergleichen nicht schwer machen. Also mir zuliebe, gelt: „Paul Gustav,“ so soll es sein, und Gottes Kraft soll in ihm mächtig sein wie in jenem Paulus, nach dem wir doch eigentlich unsern Namen tragen. Mag sein, daß er diese Gotteskraft einmal besonders nötig hat. Erschrick nicht, es fassen einen nur so allerlei Gedanken, wenn man sein erstes Kind soll taufen lassen und nicht selbst dazukommen kann. Gott segne Euch über und über!"

Danach schrieb er als Gustav Reinhold mit breitem Zimmermannsblei in lateinischen Buchstaben und nach links geneigter Schrift einen äußerst vornehmen, etwas steifleinenen, feierlichen Patenbrief an die gnädige Frau Mutter des jungen Täuflings, die ihm, dem Fremden, so viel Vertrauen schenkte, und versprach seine Patenpflichten als Freund des Vaters besonders treu erfüllen zu wollen.

Vierzehn Tage darauf bekam er die Nachricht von der Taufe und den Tauffeierlichkeiten, vom Wohlbefinden aller Beteiligten. Fast hätte er sich irgend einen Zwischenfall gewünscht, nur um das, was er nun zu tun hatte, noch einmal verzögern zu dürfen. Aber sein Wunsch wurde ihm nicht erfüllt. Und nun Gustav Reinhold beiße die Zähne zusammen, und tue deine Pflicht! Jedes weitere Hinausschieben heißt Verrat am Freunde üben. Wer weiß, ob du nicht so schon länger mit der Sache gespielt hast, als unbedingt notwendig gewesen wäre? Wohl war da noch immer eine Stimme in ihm, die tuschelte: „Es kommt sicher nicht auf ein paar weitere Tage an. Im Gegenteil, ihre hellen Augen, auf die Paul so viel hielt, bleiben dadurch noch etwas länger ungetrübt. Darf die Sonne ihrer Freude, die dann für immer niedergeht, nicht im Sinken noch etwas zögern? Es ist ja so barmherzig für sie, denn mit jedem weiteren Tage wird sie frischer und gesunder sein, wird das Knäblein, das noch ganz von ihr abhängt und hernach ihr einziger Besitz und Trost sein muß, mehr Kraft und Lebensfähigkeit haben.“ Gustav Reinhold erkannte diese Stimmen, und er hielt sie für die des Versuchers, denn Frau Hilde wird sagen: „Wie habt ihr mich so betrügen können? —

Wochenlang habe ich den Freund meiner Seele an falscher Stelle gesucht. Ach, nun weiß ich alles, alles! Deshalb also war mir oft so bange zumute, hatte ich solche Unruhe in mir, weil meine Seele hineinwollte zu ihm und den Weg nicht finden konnte, weil ich meine Liebe, meine Tränen, meine Sehnsucht, mein Vertrauen, mein ganzes Ich an einen andern wegwarf, und mein Geliebter wußte vielleicht darum und mußte unterdessen einsam bleiben. Oh Paul! Paul! Warum haben sie mir das getan?“ Solches und noch viel mehr sagte sich Gustav Reinhold, und seine Geradheit in ihm siegte über alles Falsche, über alles Selbstsüchtige. Da schrieb er ihr den Brief, mit dem er seine eigenen Freuden zu Grabe trug, mit dem ihm der Freund zum zweiten Male sterben wird. Er lautete:

„Sehr geehrte Frau Goldner!

Meine herzliche Frau Hilde!

Wenn Sie diesen Brief erhalten, so muß ich Sie bitten, ihn nicht stehend oder in der Eile zu lesen, sondern sich still dazu niederzusetzen, denn er verlangt Kraft von Ihnen, jene Kraft und jenen Mut, den Sie vor nicht gar so langer Zeit bei anderem ebenfalls so wunderschön gezeigt haben. Schon, daß ich, Gustav Reinhold, anstelle des Freundes schreibe, sagt Ihnen Schweres. Ja, meine herzliche Frau Goldner, der, den wir liebten, ist von uns gegangen, heim, in jene Heimat, in der das Wiedersehen das Sicherste ist, das uns werden kann. Und von dort — ich will mir in den himmlischen Dingen keine Meinung anmaßen — aber ich denke doch, daß er von dort zu Ihnen herüberschaut und sich freut, wenn Sie auch jetzt Ihr Herz fest in die Hand nehmen können, um das Bitterste durchzuleiden und sieghaft durchzukämpfen. Von seinem Heimgange werden Sie zuerst hören wollen. Vielleicht liegt ein Trost für Sie darin, zu erfahren, daß er das Harte, das Hindurchgehen durch die eisernen Pforten längst hinter sich hat und daß er droben schon zu Hause geworden ist. Heute sind es zwölf Wochen, daß ich in Laon an seinem Sterbelager gestanden bin. Es war auf einem regelrechten Bette des dortigen Lazarets, und wir hatten ruhige, ungestörte Stunden miteinander, in denen er still und langsam hinüberschlafen konnte. Aber Sie? — Oh Frau Hilde, was sagen Sie zu unserem Betrage? Ich meine, ich müßte. Sie vor Schmerz aufschreien hören bis hierher. Ich verlange auch nicht, daß Sie mir jemals verzeihen. Ich rede überhaupt nicht von mir. Im Gedanken an Sie und aus Sorge um Sie konnte er nicht sterben; aber atmen und reden mit seinem Lungenschuß, das konnte er ebenso wenig. Da hat er sich an meine Kameradschaft geklammert, an unsere Freundschaft, die die Kriegsnot und Gefahr und sein hinfließendes Herzblut noch so viel fester gekittet hatte, und gebeten, daß ich für die nächsten Wochen in seine Stelle rücken sollte, bis Sie das Furchtbare ohne Lebensgefahr für sich werden durchhalten können. Ob ich recht tat? — Ob ich ihm hätte widersprechen sollen? — Ich wage für mich nicht zu entscheiden. So tapfer wie ich Sie jetzt habe kennen lernen, weiß ich wohl, daß Sie meine Tat verdammen, denn Sie hätten auch das große Leiden getragen, leichter vielleicht damals als jetzt, da der Gedanke an die vielen holdseligen Freuden Gaben, an all die Fülle Ihrer Seele, die Sie einem fast Unbekannten geschenkt haben, Sie martern wird. Ich will nicht versuchen, mich zu entschuldigen. Was ich beim Lesen Ihrer wunderbaren Briefe litt, das wissen

Gott und ich allein. Ich habe das alles hineingesenkt in mein Innerstes, wo es für immer verborgen liegen soll. Sie brauchen niemals von mir irgendeinen Ver- rat Ihrer Seele zu fürchten. Aber was liegt an mir, denken Sie überhaupt nicht an mich! Sie dürfen diesen Menschen ruhig aus Ihrem Gedächtnis streichen, um in Ihren Gedanken heimzukehren zu dem, der Ihre Freude und Ihr Glück gewesen ist. Gleichzeitig mit diesem Briefe schicke ich Ihnen jedes Bildchen, jedes Blättchen, das sich noch bei ihm vorfand, aus ihnen lesen Sie auch über die letzten Tage seines Lebens, seine Wertsachen, seinen Ring und alles übrige. Ich hätte mir gern ein kleines Andenken behalten; aber ich weiß nicht, ob Sie dem, der Sie so lange belog, etwas gönnen mögen, ob es Ihnen nicht wie eine Versündigung an dem Verstorbenen vor- kommt. — Durch seine Todesnot haben wir uns mit dem lieben Verslein aus der Kindheit: „Christi Blut und Gerechtigkeit,“ Sie kennen es, hindurchgebetet; und es ist ein stilles, sanftes Lächeln über ihm gewesen, als er seine Seele aushauchen mußte. Sein letztes Wort war: „Im ewigen Leben mein guter Kamerad.“ Da habe ich meine Seele in meine Hand genommen und die Kamerad- schaft so ausgeführt, wie er es von mir haben wollte; und ich glaube, daß ich drüben vor seinem Blick damit bestehen kann.

Meine herzliche Frau Hilde — ich schreibe das Herzliche nun zum letzten Male und schreibe es in Er- innerung an den Freund, dessen innigen Worten ich nach- zueifern hatte — wenn ich nur jetzt bei Ihnen sitzen könnte und Ihre Hände zwischen den meinen halten, wie ich Pauls Hand gehalten habe, und mit Ihnen klagen und weinen dürfte! Aber Sie würden es ja nicht er- lauben. Wie kann der, der wochenlang Raub an Ihrer Seele geübt hat, nun das Weh um den Verkürzten mit ansehen wollen. Eine Genugtuung bleibt Ihnen. Sie haben, ohne es zu wissen und ohne es zu wollen, durch Ihre Holdseligkeit, durch Ihre allzeit werbenden Worte, mit denen Sie alles Gute und Edle und Große aus dem Herzen Ihres geliebten Mannes hervorzurufen wählten, meine Seele ausgetrunken. Und doch muß ich sagen: „Gott segne Sie auch dafür!“

Auf eine Antwort rechne ich nicht. Sie werden nach den Monaten, in denen Sie mit Ihren Gedanken und Ihren Sehnsüchten solche irrigen Wege geführt wurden, nur noch ein Bedürfnis haben, das alles abzuschütteln wie einen häßlichen Traum und im Herzen hinzueilen zu dem, der auch drüben auf Grüße wartet und Ihre Liebe spüren wird, um sie Ihnen, ins tausendfache gesteigert, und verklärt, zurückzugeben, damit Sie sie als ein Sonnen- regen über den kleinen Paul ausschütten können. Ver- brennen Sie meine Briefe, und weinen Sie über das letzte Andenken des Freundes! Ihre Tränen werden Ihnen Erleichterung verschaffen und Ihnen das, was ich um Pauls willen und nach dessen Wunsche tat, wenigstens so viel verklären, daß Sie ohne Bitterkeit daran denken dürfen. Leben Sie wohl! Mir ist, als ob auch mich der Krieg hinwegnimmt; aber wenn ich mich darin täu- schen sollte, und der kleine Paul Gustav ist einmal so weit herangewachsen, daß er es verstehen kann, so sagen Sie ihm, daß da irgendwo sein Pate lebt, der bereit ist, ihm in jeder Notlage des Lebens Hilfe zu bringen im Andenken an seinen Vater, dessen Freund und Kamerad er gewesen ist.

Tröste Sie Gott und das Kind da, wo wir andern nicht mehr trösten können!

Als Pauls Freund, Ihr Gustav Reinhold.“

* * *

Wie ein Traumwandelnder ging Gustav Reinhold in den nächsten Tagen umher. Er verspürte, daß ihm eine furchtbare Last von der Seele gewälzt war; und doch wie einsam, wie unsagbar einsam fühlte er sich. Da kam fast wie eine Erlösung für ihn der Krieg wieder und verdrängte alles übrige. Durch einen nächtlichen Ueber- fall wurde ihnen ihre Höhe entrisen. Gewiß konnte man niemand dafür verantwortlich machen, und dennoch meinte er in seiner Niedergeschlagenheit, daß er auch diese Schuld auf sich nehmen müsse. Die Höhe aber sollte durch Sturmangriff zurückerobert werden. Der Befehl war ihm gerade recht. Wie von Feuersglut durchloht stürmte er neben seiner Kompanie her, mit einem Sprung über- holte er den Vordersten, einen breitschultrigen, großen Menschen. Er kannte ihn, er war unlängst als Ersatz- reservist da eingereiht worden, es war ein verheirateter Mann und Vater von mehreren Kindern. „Was fällt Ihnen denn ein?“ rief Gustav Reinhold im Vorbeijagen. Trotz dem Ernst des Augenblicks mußte der Soldat über die merkwürdigen Worte seines Leutnants lächeln. „Was ihm einfiel? — Nun eben seine Pflicht sonst weiter nichts.“

Da schlug vornen eine Granate ein, und ein mäch- tiger Splitter segte dem Leutnant Gustav Reinhold beide Beine weg.

* * *

(Fortsetzung folgt.)

Wochenschau

Deutsches Reich

In Professor Fr. W. Försters Entgeißlungen bemerkt die „Deutsche Lehrerzeitung“ mit berechtigter Schärfe:

„Natürlich hat Professor Förster das Recht, eine andere Meinung zu haben und seine ehrliche Überzeugung auf Grund der akademi- schen Lehrfreiheit, soweit nicht höhere Interessen im Wege stehen, zu äußern und zu verteidigen.“

Aber ich finde bisher keine Entschuldigung dafür, daß ein deut- scher Hochschullehrer sich so tief erniedrigen konnte, gerade in der kritischsten Zeit, die unser Vaterland jemals durchlebt hat, da Ströme von Blut und Tränen fließen, in einem ausländischen Blatte das zu schmähern, was unsern ganzen deutschen Volke, von traurigen Aus- nahmen abgesehen, heilig ist, und unsern Todfeinden Wasser auf die Mühle zu liefern. Wer seinem eigenen Volke in der Zeit der größten Not und Trübsal in den Rücken fällt, kann niemals als getreuer Eckart unserer Jugend- und Volkserziehung angesprochen werden. Ganz gewiß haben wir keine Veranlassung, uns in nationalem Phari- säismus über die religiösen und sittlichen Schäden unseres Volks- lebens leichtfertig hinwegzusetzen. Wer Augen hat zu sehen, der sehe! Aber wir haben wahrlich auch keine Veranlassung, einem weltfremden religiösen oder politischen Internationalismus oder Uebernationalis- mus zu huldigen, der trotz seines handgreiflichen Bankrotts immer noch in phantastischen Köpfen spukt.“

Kardinal Mercier heßt — offenbar im Vertrauen auf die unerschöpfliche deutsche Geduld — munter weiter, wie die Ver- öffentlichung seiner „Predigt“ am belgischen Nationalfeiertag (21. Juni) durch die holländische Presse beweist. Da wird eingehend die Frage behandelt, ob es recht sei, das Unrecht zu hassen; unter Be- rufung auf Thomas von Aquino wird der gerechte Krieg verherrlicht, und es werden dann sehr durchsichtige Erzählungen von heroischen Belgiern angeführt, die von den deutschen in den Kerker geworfen wurden, weil sie gegen die Eroberer gearbeitet haben. Die Folge dieser Hetzrede waren Straßendemonstrationen in Brüssel, für die der Stadt eine Kontribution von einer Million anferlegt werden mußte. Aber täte man nicht besser, diesem Hetzpostel endlich gründlich das

Handwerk zu legen, anstatt die Opfer seiner Tätigkeit in Strafe zu nehmen? Auch die katholische Presse ist dieser Meinung. So schreibt die „Augsburger Postztg.“: „Sunt certi denique fines — es gibt einen Punkt, wo die deutsche Regierung im Interesse der Selbstachtung und Selbsterhaltung genötigt ist, Elemente zu eliminieren, die das Land nicht zur Ruhe kommen lassen.“ — Wir finden sogar, daß dieser Punkt schon längst überschritten ist.

Die Jesuiten verstehen es, auch mitten im Kriege von sich reden zu machen. Immer wieder werden beunruhigende Nachrichten über die bevorstehende Aufhebung des Jesuitengesetzes durch die Presse gejagt. Auf alle diese Erörterungen einzugehen, lohnt nicht. Der Zweck ist ja zu durchsichtig. Man bringt sich eben, so gut es geht, in Erinnerung. Wenn es freilich auf die Art geschieht, wie sie der Jesuit Reichmann im Septemberheft der „Stimmen der Zeit“ übt, so erfordert das denn doch eine entschiedene Zurückweisung. In einem Aufsatz: „Wahrung guter Sitte: ein Weg zum konfessionellen Frieden“, wird da eingehend untersucht, ob die Bezeichnung „Evangelische“ und „evangelische Kirche“ zu Recht besteht, und natürlich als völlig unberechtigt abgelehnt. — Derartige Untersuchungen sind freilich ganz und garnicht als Wege zum konfessionellen Frieden anzusprechen. Aber sie zeigen immer wieder, was wir von den Jesuiten bei ungehinderter Wirksamkeit zu erwarten haben.

Oesterreich

Während des Krieges zurück ins Mittelalter — so wird uns aus Böhmen geschrieben — steuern die Konfistorien Böhmens nach einem Bericht der Reichenberger Zeitung vom 29. August. Danach wurde beim Landesschulrat in Prag ein Erlaß vom 5. Juli 1916 erwirkt, demzufolge die Schulbehörden angewiesen werden, die Versäumnisse schulpflichtiger Kinder bei „religiösen Übungen“ wie andere Unterrichtsversäumnisse zu behandeln, d. h. die Eltern oder ihre Stellvertreter in solchen Fällen nur einmal zu erinnern, dann sofort mit Geld- oder Arreststrafen zu belegen und sich dabei „ein rasches und wirksames Verfahren angelegen sein zu lassen. Demnach ist die Erledigung der Schulversäumnisse als dringlich zu behandeln und dafür zu sorgen, daß die auferlegten Geldstrafen in kürzester Zeit hereingebracht, bezw. die verhängten Arreststrafen möglichst bald vollzogen werden“. Dabei handelt es sich jedoch nicht nur, wie die Abtg. Stg. bemerkt, darum, woher die ärmeren Kinder im Winter Schuhe und warme Kleider aufbringen sollen, um an den Schulmessen (denn um diese handelt es sich doch dabei hauptsächlich) teilnehmen zu können, sondern während bei anderen Schulversäumnissen die größte Nachsicht geübt wird, wird die Schulgewalt zum Büttel Roms erniedrigt. Und das in einer Zeit, da die eingerückten Väter gegen solche Vergewaltigungen der Gewissensfreiheit nicht einmal Stellung nehmen können. Wie in der guten alten Konfordszeit soll es wohl werden: Täglich eine Stunde Schulmesse und wehe dem, der sie versäumt, der andere Unterricht ist Nebensache! — Das sind Sturmzeichen für die Zukunft!

Gustav Adolf-Verein. Im niederösterreichischen Gustav Adolf-Zweigverein hat nach 15jähriger Amtsdauer Pfarrer Antonius (Wien) die Stelle als Vorsitzender niedergelegt. Er hatte die Freude, in der letzten von ihm geleiteten Jahresversammlung mitteilen zu können, daß die Jahreseinnahmen des Jahres 1915/16, trotz dem Kriege, die höchsten waren seit Bestehen des Vereins. Es konnten im Ganzen 9000 K. für Gustav Adolf-Zwecke verwendet werden; und zwar wurden 6000 K. an den Hauptverein abgeführt, und 3000 K. als Unterstützung des Zweigvereins selbst verteilt. An Stelle des bisherigen Vorstandes wurden mit großer Stimmeneinheit folgende Herren in den Vorstand gewählt: Pfarrer Heinrich Roehling (Obmann), Direktor Franz Müller (Obmann-Stellvertreter), Oberstaatsbahnrat Franz Felsenstein (Schriftführer), Vizesekretär Dr. Robert Kerber (Kassierer), Presbyter Johann Saurer (sämtlich aus Wien) und Pfarrer Friedrich Ulrich aus St. Pölten. Die Anschrift des Zweigvereins ist von nun an: Wien 2, Am Tabor 5.

Gemeindenachrichten. Einen wichtigen und mit Freude zu begrüßenden Beschluß hat das Presbyterium zu Graz gefaßt: Mit Beginn des Schuljahrs 1916/17 werden die drei oberen Klassen der Mädchenschule in eine Mädchen-Bürgerschule umgewandelt. Knaben- und Mädchenschule werden vereinigt, die Leitung beider Anstalten wird Direktor Henter übertragen.

Die Pfarrgemeinde Schlading in Ober-Steiermark, die gegen 2400 Seelen zählt und in der schon bisher neben dem Pfarrer ein Vikar tätig war, hat eine zweite Pfarrstelle errichtet und den bisherigen Vikar Dopplinger zum Pfarrer gewählt.

Dem Evangelischen Frauenverein zu Bielitz übergab fabri-

kant Karl Graupner zur Erinnerung an seine verstorbenen Eltern eine Stiftung von 4000 K. zur Erhaltung des Evangelischen Waisenhauses in Bielitz.

Franz Reinelt, Lehrer an der evangelischen Volks- und Bürgerschule in Brünn, ein gebürtiger Grulicher, fährlich im k. k. Edst.-J.-R. 2, hat in den Kämpfen im Osten den Heldentod gefunden. In seiner Heimatgemeinde Grulich wurde ihm unter allgemeiner Beteiligung eine Leichenfeier abgehalten.

Was Diaspora ist, zeigt eine Zähltafel über den derzeitigen Seelenstand der evangelischen Pfarrgemeinde Falkenau, veröffentlicht im dortigen Ev. Gbl. (8). Demnach zählt die Gemeinde, der außer dem Pfarrer in Falkenau noch je ein Vikar in Graslitz und in Chodan dienen, 2155 Seelen, die in 7 Predigtstellen vereinigt sind, aber in 49 Ortschaften wohnen. Die höchste Seelenzahl findet sich nicht am Pfarrsitz, sondern in Graslitz mit 356 Seelen und in Neusattl mit 242 Seelen, erst dann kommt Falkenau mit 215 Seelen. Außerdem zählen noch 2 Orte mehr als 100 Seelen, nämlich Eibenberg-Grünberg mit 159 und Chodan mit 172 Seelen. Von 532 Ehen im Gemeindegebiet sind 338 rein evangelisch, 194 gemischt. Von 679 Männern sind 260 eingerückt. Schiller zählt die Gemeinde 393. Ein erfreuliches Anzeichen dafür, daß die Gemeinde noch im Wachstum begriffen ist, ist die Tatsache, daß die Zahl der noch nicht schulpflichtigen Kinder um 30 höher ist, obgleich hier nur 6 Jahrgänge, bei den Schülern dagegen 8 Jahrgänge in Frage kommen.

Wie lege ich mein Kapital an?

Wer vor dem Kriege behauptet hätte, daß gerade zur Kriegszeit das Bedürfnis, Geld zinstragend anzulegen, groß sein würde, der würde auf ein ungläubiges Lächeln gestoßen sein. Der Krieg ist der Zerstörer von Gütern. Wie ist es da möglich, daß im großen Umfange neue Ersparnisse entstehen? Die Antwort darauf gibt das Völkerringen, in dem wir uns seit mehr als zwei Jahren befinden. Großen Teilen der Bevölkerung ist es durch unmittelbare oder mittelbare Beteiligung an Heereslieferungen, durch die Abstoßung von früher angesammelten Vorräten an Waren und durch erhöhte Entlohnung der Arbeit gelungen, neues Kapital anzusammeln oder bereits vorhanden gewesenes zu vergrößern, und man braucht nur an den gewaltigen Erfolg der vier ersten Kriegsanleihen zu denken, um zu erkennen, daß für sehr erhebliche Summen im Kriege ein Anlagebedürfnis entstanden ist.

In den sechs Monaten, die seit der Ausgabe der vierten Kriegsanleihe verstrichen sind, haben sich wiederum bei großen und kleinen Kapitalisten, bei Behörden, Banken, Sparkassen, Aktien-Gesellschaften usw. neue Gelder angesammelt, und ihre Eigentümer stehen vor der Frage: Wie lege ich mein Kapital an?

Wer bei seiner Entscheidung ausschließlich von der Erkenntnis geleitet wird, es ist seine dringendste Pflicht, die Kriegsbereitschaft und Kriegskraft seines Vaterlandes zu unterstützen, der wird ohne weiteres die Antwort finden. Aber auch alle die, denen zwar kein Mangel an patriotischem Empfinden nachgesagt werden kann, die aber doch auch daran denken, ihr Geld aufs Beste zu sichern, müssen zu dem Entschluß kommen, die fünfte Kriegsanleihe zu zeichnen. Weshalb? Niemals vor dem Kriege hat es eine deutsche Reichsanleihe gegeben, die eine so hohe Verzinsung bringt, und wenn wir hinsichtlich der Kraft Deutschlands vor und während des Krieges Vergleiche anstellen, so wissen wir, daß zwar große Lasten zu tragen sind, aber wir wissen auch, daß Deutschland unerschüttert dasteht und seine Grenzen, dank der heldenhaften Haltung unserer Truppen, tief in Feindesland hineingeschoben hat. Wir wissen auch, daß das Reich durch das ihm zustehende Recht der Gesetzgebung jederzeit und unter allen Umständen in der Lage ist, die Mittel zur pünktlichen Bezahlung seiner Schuldzinsen aufzubringen. Warum also sollte jemand jetzt weniger dazu bereit sein, Anleihegläubiger des Deutschen Reiches zu werden als vor dem Kriege? Nur von furchtsamen und wenig überlegenden Leuten kann so etwas angenommen werden.

Mancher, der an die großen Gewinne denkt, die deutsche Industrie im Kriege erzielt haben, mag meinen, daß es richtiger sei, sich an der Industrie zu beteiligen, mit anderen Worten, Aktien zu kaufen. Möglich, daß eine solche Spekulation von Erfolg begleitet ist, aber die Zusicherung, daß das in der Aktie angelegte Geld auf Jahre hinaus mit 5% verzinst wird, die kann selbst die beste Aktiengesellschaft nicht geben. Eine solche Gewissheit hat hingegen der, der die deutsche Kriegsanleihe zeichnet.

Die Verzinsung pflegt in gewöhnlichen Zeiten im umgekehrten Verhältnis zur Sicherheit der Anlage zu stehen. Ganz sichere Anlagen bringen meist nur kleine Zinsen, und wo hohe Zinsen gezahlt werden, hapert es vielfach irgendwie mit der Sicherheit. Die besonderen Um-

stände haben es mit sich gebracht, daß dem deutschen Volke die sicherste Anlage, für die die Steuerkraft der ganzen Bevölkerung und das Vermögen des Reichs- und sämtlicher Bundesstaaten haften, zum höchsten Zinsfuße dargeboten wird. Und nicht nur die 5prozentige Reichsanleihe ist eine so vorteilhafte Anlage, sondern auch die $4\frac{1}{2}$ prozentigen Schatzanweisungen sind es, die das Reich als zweite Anleiheform auflegt. Da sie zu 95 % aus- gegeben werden, bringen sie von vornherein tatsächlich nicht $4\frac{1}{2}$ %, sondern $4\frac{3}{4}$ % Zinsen. Außerdem hat man bei der Rückzahlung, die im Jahre 1923 beginnt und im Jahre 1932 beendet sein muß, einen Kapitalgewinn in Höhe von 5 % zu erwarten; denn die Rückzahlung erfolgt in der Weise, daß die Schatzanweisungen zum Nennwerte, also mit 100, ausgelöst werden.

Nun darf man bei einer Kapitalanlage nicht nur die Sicherheit und die Verzinsung als entscheidend ansehen, sondern auch die Frage der mehr oder minder leichten Realisierbarkeit spielt eine wichtige Rolle. Eine Anlage ist um so günstiger zu beurteilen, je leichter sie realisierbar ist, d. h. je bestimmter der Eigentümer darauf rechnen kann, daß er jederzeit in der Lage ist, die Anleihe ohne Verlust zu Geld zu machen. Bei der Deutschen Kriegsanleihe, und zwar bei der fünfprozentigen Reichsanleihe, wie auch bei den $4\frac{1}{2}$ prozentigen Schatzanweisungen, ist das der Fall. Wenn die 5prozentige Reichsanleihe den Vermerk trägt, unkündbar bis 1924, so bedeutet das nur, daß der Zinsfuß seitens des Reiches vorher nicht herabgesetzt werden darf. Die Verkaufsfreiheit wird dadurch in keiner Weise beschränkt, im Gegenteil, sie wird dadurch gehoben, denn die Bestimmung „unkündbar bis 1924“ wirkt zugunsten des Anleihehabers, der damit die Gewißheit hat, zu bekommen mindestens bis zum Jahre 1924 5 % Zinsen. Will das Reich dann nicht mehr so viel Zinsen zahlen, so muß es auf Verlangen jedes Anleihehabers ihm den Nennwert der Anleihe zahlen.

Nach alledem kann einem jeden, der vor der Frage steht: „Wie lege ich mein Kapital an?“ die Antwort gegeben werden: In der Kriegsanleihe des Deutschen Reiches.

An unsere Leser

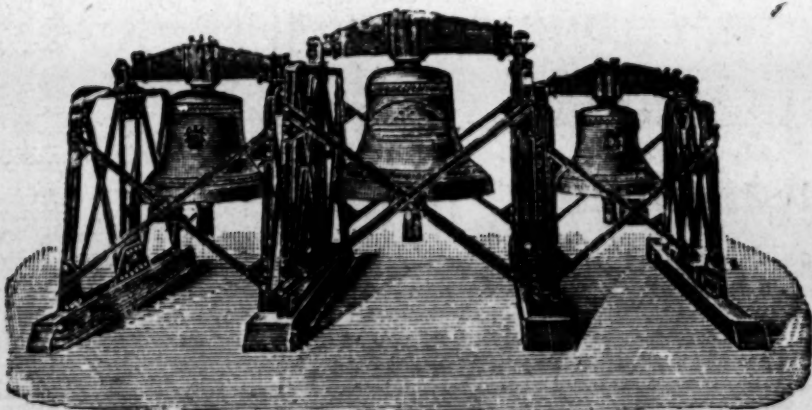
Um sofortige Erneuerung des Bezugsrechts für das 4. Vierteljahr 1916 Okt.-Dezember wird höflichst gebeten, damit unliebsame Unterbrechungen in der Zustellung, die auf verspätete Bestellung zurückzuführen sind, vermieden werden. Postbestellschein liegt dieser Folge bei. Wer die Rechnung über die Bezugsgebühr vom Verlag erhält und an diesen bezahlt, wolle behufs Vermeidung von Doppel-Lieferung bei seinem Ortspostamt nicht bestellen — die Ueberweisung geschieht wie bisher von hier aus; man gebe in diesem Falle den Postbestellschein an einen Genüßungs-genossen mit einer Einladung zum Bezuge der Wartburg weiter. Für jeden dadurch gewonnenen neuen Leser ist dankbar der

Verlag der Wartburg

Inhalt: Gottes Sturmwind. Gedicht von Franz Lüdke. — Schätze. Von Prof. Fr. Niebergall. — Hindenburg als religiöser Charakter. Von Artur Brandewetter. — Ich hatt' einen Kameraden. Erzählung. Von A. Schaab (Fortsetzung). — Wochenschau. — Wie lege ich mein Kapital an?

Im Schlafe geht die Zersetzung der in der Mundhöhle verbliebenen Speisereste in ungestörter Weise vor sich und bilden dieselben den Nährboden für unzählige Bakterien, gegen welche man am meisten den Mund als Eingangspforte für den menschlichen Körper schützen muß. Durch eine regelmäßige und sorgfältige Pflege des Mundes und der Zähne wendet man erwiesenermaßen die Gefahr der Ansteckung von Diphtheritis, Typhus, Tuberkulose, Cholera etc. ab. Zur Reinhaltung des Mundes und zur Pflege der Zähne können wir die seit nahezu 30 Jahren bestbekannte und von Ärzten und Zahnärzten vielfach erprobte Sarg's Kalodont Zahn-Creme und Mundwasser bestens empfehlen. Kalodont hat einen angenehmen Geschmack, wirkt antiseptisch und ist in Apotheken, Drogerien, Parfümerien, sowie in allen anderen einschlägigen Geschäften erhältlich.

Bochumer Gussstahl-Glocken



Voller, schöner, reiner Ton Um etwa die Hälfte billiger als Bronzeglocken. Vielweiter tragender Ton und widerstandsfähiger als letztere, auch bei Fall von grosser Höhe und Feuersgefahr. Lange Garantie. Zweckmässig und solide gearbeitetes Zubehör. Bis Mitte 1912 mehr als 6250 Kirchen- und 12150 Signal-Glocken geliefert. Prospekte mit Zeichnungen und vorzüglichen Zeugnissen auf Wunsch.

Gussstahlglocken können in Oesterreich aus Deutschland zollfrei eingeführt werden, wenn dem oester. Finanzministerium die Armut der betreffenden Kirchengemeinde bescheinigt wird.

434. Zeugnis: Der Bochumer Verein hat für die Lutherkirche zu Zwickau drei Gussstahlglocken geliefert, die sich durch schönen, vollen und doch weichen Ton auszeichnen und das weitverbreitete Vorurteil gründlich widerlegen, dass Gussstahlglocken einen harten Klang haben. Sie sind auf den Akkord gis-b-d gestimmt, der eine ungemein harmonische Wirkung ausübt. Wir sind mit der Lieferung ausserordentlich zufrieden. Die Gemeinde hat ihre herzlichste Freude an dem herrlichen Geläut!

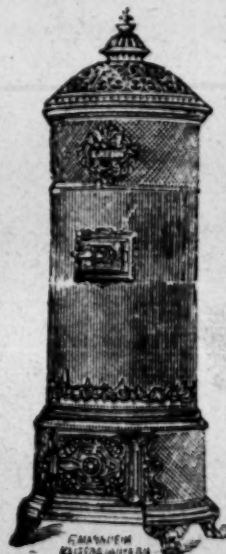
Zwickau, den 9. Februar 1906.

Der Kirchenvorstand der Lutherkirchengemeinde, gez. Franke, Pfarrer.

Bochumer Verein für Bergbau u. Gussstahlfabrikation in Bochum.

Kirchen-Heizung
als Luftheizungen,
Dampfheizungen.
Kirchen-Mantelöfen
eigener Fabrik
Über 1000 Anlagen
Ill. Broschüre kostenlos.
Sachsse & Co. Halle a. S.

Kirchen - Öfen
Schul - Öfen



Referenzen aus ganz Deutschland.
Keine Zahlung vor Ablauf der Probezeit.
Monate lang auf Probe.
E. Henn, Ofenfabrik, Kaiserlautern.

Werbet f. d. Wartburg.

Stuhlverstopfung — Stuhlträgheit

Ursachen, Folgen und gründliche Beseitigung dieser Leiden ohne schädliche Abführmittel. Diesbezügliche, belehrende Broschüre von Dr. med. Coleman gegen Einsendung von 30 Pfg. für Unkosten.

Puhlmann & Co., Berlin 144, Müggelstr. 25 a.

Ringelhardt-Glückner'sches

Heil- und Zugpflaster

hat sich seit 46 Jahren als vorzügliches, billiges Hausmittel bei rheumatischen Leiden, Geschwülsten, Brandwunden etc. bewährt. In Schachteln zu 70 u. 35 $\frac{1}{2}$ durch die Apotheken zu beziehen.

Von neuem ruft das Vaterland

zum Kampf in der Heimat!
Auch dieser Kampf muß gewonnen werden.
Die letzte Hoffnung der Feinde: uns finanziell
niederzuringen — werde zuschanden! Deshalb
muß jeder Deutsche Kriegsanleihe zeichnen,
soviel er kann — auch der kleinste Betrag hilft
den Krieg verkürzen! Kein Deutscher darf
bei dem Aufmarsch der Milliarden fehlen!

Auskunft erteilt bereitwilligst die nächste Bank, Sparkasse, Post-
anstalt, Lebensversicherungsgesellschaft, Kreditgenossenschaft.